

Allgemeine Wochen-Beilage

N^o 17.

1863.

Redacteur
Dr. A. Diezmann.
Leipzig.

Verlag:
Baumgärtner's
Buchhandlung.
Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabstiche 6 Thlr.
mit Stabstichen 8 Thlr.

Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Luise Ernesti.

(Fortsetzung.)

Langsam rollten große Thränen über Judith's bleiche Wangen und unter den weichen Melodien erstarb mehr und mehr das Gefühl der Rache. Neben der Leiche des Gemordeten schluchzte fortan nur das tiefgebeugte Weib, die trauernde Gattin!

Still im Herzen pries ich die wunderbaren Gnadewege eines verfühnenden Gottes, pries den Herrn des Himmels und der Erde, dem in seiner Allmacht so Vieles zu Gebote gestanden und voll weiser Einsicht das einfachste beste Mittel gewählt, das Weh eines Herzens zu sänftigen, das in zügellosem Schmerz alle Stadien des Jammers durchleitet und von bitterer Verzweiflung gefolttert, auf Abwege gerathen, sich in finstern Rachedurst versenkt hatte.

„Ja! ja es soll sein, wie Du gesagt!“ rief Judith plötzlich aufspringend und meine Hand ergreifend, „ich will ihn behalten, will dort ihn bergen, wo unser Glück erblüht ist.“

Mein Rath an Judith war gewesen, ihren Gatten in dem Gewölbe beizusetzen, wo einst Erdmuth von Rawen begraben worden und das unterhalb des schwarzen Zimmers lag.

Es war schwierig, traurig, die Leiche dahin zu schaffen, die Nacht unserm Beginnen aber förderlich und wir hatten bei dem Unwetter außerdem nicht zu befürchten, Jemanden zu begegnen.

Die Hoffnung auf ein Gelingen unseres Plans stärkte unsere Kräfte, belebte unsern Muth. Ich eilte in's Stift hinab, um eine Decke und Teppich zu holen — Judith blieb so lange als Wache bei der Leiche. Der Gedanke an diese einsame, schauerliche Todtenwacht für die junge, noch vor wenigen Stunden so überglückliche Frau besflügelte meine Schritte und schneller als ich selbst gedacht, legte ich die Wege zurück — furchtbarer aber, als ich geahnt, war die Ausführung, die Vollenbung unseres Werkes. Schon bei der ersten Beschäftigung, der Beseitigung aller Spuren des Mordes, brach Judith's Kraft und nur mühsam erweckte ich sie aus der tiefen Ohnmacht, die sie von Neuem umsing. So viel ich konnte, that ich Alles allein, — beim Fortschaffen der Leiche mußte sie mir aber helfen und welch' schrecklicher, welch' entsetzlicher Weg war's, den wir, mitsammen den Todten tragend, hinab zum Stifte machten! — Manchmal glaubte ich auf diesem Wege, Judith verliere den Verstand, fürchtete mitunter, sie tobt neben der Leiche hinsinken zu sehen. Als wir endlich beim Anbruch des neuen Tages das Stift erreicht, geborgen im verborgenen Zimmer waren, da hoffte ich, das Schlimmste sei vorüber; doch was für Stunden, was für Tage folgten dieser trostlosen Nacht! —

Sah ich immer und wieder diese wilde ungezügelte

Leidenschaftlichkeit im Charakter der jungen Frau hervorbereiten, stehend hätt' ich mögen die Bitte an alle Eltern in die Welt hinaus schreien: „o erzieht Eure Kinder zur Sanftmuth, zur Geduld! erzieht sie im Glauben an Gott, in der Liebe und Milde gegen alle Menschen!“

Eins konnte ich von Judith trotz aller Bitten nicht erreichen, ihren Vater ganz auszuschließen bei Ausführung unseres Plans; immer und ewig lautete ihre Entgegnung: „Er muß und soll wissen, daß Jemand sein Verbrechen kennt.“ Geleitet von diesem Gedanken schrieb sie mit völlig verstellter Schrift folgende Worte an den Freiherrn:

„Besorgt einen Sarg für den Gemordeten und stellt ihn Nachts im Garten des Stifts zu Tannenberg; dann nur seid Ihr vor öffentlicher Anklage sicher.“

Drei Nächte nach diesem schrecklichen Briefe standen wir vergeblich harrend im Garten — um Mitternacht der vierten trugen zwei, in Nonnenkleider gehüllte Gestalten das Verlangte durch die Rawensberger Pforte. Ein Windstoß, der den Schleier der einen der Gestalten lüftete, enthüllte uns auf Sekunden das Gesicht eines Mannes, das ich bis dahin nur in der Fülle blühender Gesundheit gekannt, nur gesehen mit dem Ausdruck vollster Manneskraft und einer an Verwegenheit grenzenden Kühnheit. Jetzt war's bleich, erdfahl, von Angst und Furcht entstellt, kaum glaubte ich, daß je der ruhige kalte stolze Freiherr von Rawen so — so hätte aussehen können.

Judith, mit der ich verborgen hinter einem Gebüsch stand, stieß bei diesem Anblick einen Schrei aus — die verkleideten Nonnen erbebten — warfen den Sarg hin — stürzten in eiligstem Laufe fort und wir ließen sie natürlich unbehindert entfliehen.

Einige Stunden später war unser trauriges Werk vollendet, das Letzte gethan und Benno von Blankenburg in dem Gewölbe beigesetzt, wo seine unglückliche Verwandte, die Baronin Erdmutha ruhte. Als ich am nächsten Morgen Judith mit Gewalt aus diesem Gewölbe brachte, war ihr nachtschwarzes Haar silberweiß. Deutlich erkannte ich, daß bald nicht nur Gram um den Verlust des Gatten sie niederbeugte; sondern der Gedanke: — die Tochter seines Mörders zu sein — sie immer von Neuem an den Rand des Wahnsinns trieb.

Tag reihte sich an Tag, Woche an Woche, zu Jahren wurden die Monde und milder wollte nicht werden das Weh im Herzen des unglücklichen Weibes.

Stumm, ohne sich zu regen und zu rühren saß sie in dem schwarzen Zimmer und starrte Stunden lang in das Gesicht Herberts von Blankenburg, dem ihr Gatte täuschend ähnlich. Erst nach drei Jahren, zur Zeit als der Fürst in's Stift kam und Judith sagte, daß ich sie jetzt verlassen müsse und sie bat, Tannenberg ebenfalls zu verlassen, da kam Leben und Bewegung in sie. „Ich kann nicht von hier fort!“ rief sie klagend; „verlaß mich nicht!“ rief sie flehend. Und ich blieb — blieb, nicht weil sie mich nicht missen konnte und ich mich nicht von ihr trennen wollte; sondern — weil ich wußte: „in der Welt war ich jetzt Niemanden mehr zum Glück nöthig!“ — Meine Großmutter war todt, mein Verlobter, der die beiden letzten Jahre bei der Gesandtschaft in Rom attachirt gewesen, hatte sich ganz bei Verwandten eingelebt, die dort wegen Krankheit einer Tochter sich niedergelassen. Außer dieser kränklichen Tochter hatte seine Tante noch eine jüngere, eine blühend schöne und an dies lebenswürdige, reizende Geschöpf hatte er sich im täglichen Umgange, wie mir schien, fester gekettet als er selbst wußte und glaubte.

Ich bat den Fürsten, um Zeit zur vollen Erkenntniß zu haben, mich noch nicht zu dispensiren, mich noch zwei Jahre im Stifte zu lassen. Schon nach Zeitraum eines Jahres hatte ich volle Gewißheit Dessen, was ich geahnt. Ein Fräulein von Barlingen wurde Stiftsdame, ihre aus Italien heimgekehrten Verwandten kamen zu ihrer Einkleidung nach Tannenberg und ich sah Rosa, die Cousine meines Verlobten. Sie hatte natürlich keine Ahnung, daß unser Verhältniß noch bestand und offen gestand sie mir ihre Liebe — unter heißen Thränen warf sie die Frage auf, warum ihr Vetter ihr wohl nie seine Liebe gestanden, von der sie doch tausend untrügliche Beweise erhalten.

Nach dieser Bekanntschaft Rosa's schrieb ich an meinen Verlobten — er war zum Glück so ehrlich, den Wechsel seiner Gefühle einzugestehn, wenn auch so ehrenhaft, mir zu versichern, nie sein gegebenes Wort brechen zu wollen und sprach selbst die Hoffnung aus, mit mir glücklich zu werden.

Ich ließ es nicht zu der Einsicht kommen, daß er geirrt — bat ihn, sein Wort freudig zurückzunehmen und mich bei der unglücklichen Judith zu lassen. Anfangs stieß ich auf Widerstand; aber meine völlige Erkenntniß der Wahrheit besiegte seine Einwürfe und tausendfach hat er mir später ein seltnes Glück gedankt, daß er an der Seite seiner bezaubernd lebenswürdigen Frau gefunden. Dauernd hat uns ein festes Freund-

schaftsband verbunden und nie habe ich in meiner aufgelösten Verlobung jenes maßlose Unglück gefunden, das Judith stets in einem solchen Wechsel der Gefühle gesehen. Hat mich von Zeit zu Zeit ein Weh übermannt, so bin ich hin auf die Stiftsbrücke getreten und nie habe ich den Spruch zu Füßen des Heilands gelesen, ohne nicht mein Herz daran erquickt zu haben und fiel dort mein Auge auf Hildegarden von Ravens Wahlspruch: „Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan.“ Ach, dann habe ich oft erkannt, daß es auch außer der Liebe, außer dem Glück der Ehe, ein dauernd Glück im Leben geben kann und dieses hauptsächlich darin besteht: „in dem kleinen Kreise, dem wir als Glied einer Kette zugefügt sind, nach besten Kräften Gutes zu wirken und den Menschen, mit denen wir verkehren, das oft dunkle Erdenbaisein zu erleichtern — überhaupt: zu stützen, wo wir können, — zu fördern, wohin wir sehen — zu lieben, wohin wir blicken — zu vergeben, wo man uns beleidigt, — um einst am Throne der Ewigkeit auch nicht als vergeblich Flehender zu stehen.“

Diese Ansicht, die ich hier ausspreche, in Judiths Herz zu pflanzen, ist das Hauptstreben meines Stiftslebens gewesen. Sie ist weicher, milder geworden und nur manchmal übermannte sie noch der Schmerz in alter Stärke. Nachdem sie sieben Jahren verborgen in Tannenbergen gelebt, wurde sie durch den Fürsten öffentlich als „Gräfin Blanka“ hier eingeführt.

Die völlige Veränderung, welche in diesen Jahren mit ihr vorgegangen und außerdem die theilweise Verhüllung ihres Gesichts, machte sie all denen unkenntlich, die sie früher als Judith von Ravens in Tannenbergen gesehen; — selbst die Stiftsdame Clarissa, deren scharfen Blick Judith Jahre lang gefürchtet, hat sie nicht wieder erkannt. Verschollen, wie sie nach ihrer Flucht aus dem Vaterhause war, ist sie geblieben und nie hat selbst Jemand in und um Tannenbergen in der „weißen Gräfin“ die „schwarze Judith“ vermuthet.

Innige Liebe verbindet unsere Herzen, die einst so Schweres mitsammen verlebte. Still und stiller ist's während dieses langen Zeitraums in uns, um uns geworden; wir blicken nicht mehr mit solch' namenlosem Weh in die Vergangenheit, ertragen ruhig die Gegenwart und schauen mehr und mehr in die Zukunft — in die des ewigen Lebens, des Endziels aller irdischen Leiden.

Zehntes Capitel.

Die Thurmuhre hatte die sechste Morgenstunde verkündet und nun erschallte das kleine Betglöckchen durch das stille Thal, das einst die Nonnen zur Hora berufen, jetzt die Bewohner des Stiftes und Dorfes an die Andachtsstunde in der Kirche mahnte.

Während des Läutens trat meine Tante zu mir ein. Auf ihrem sanften lieben Gesichte lagen heut deutlicher denn je die Schatten tiefen Kammers — die Pein einer hangen Sorge.

„Willst Du mit mir kommen?“ fragte sie mild und richtete die verweinten Augen nicht so offen wie sonst auf mich.

Arm in Arm durchschritten wir schweigend die öden Corridore, traten in den einsamen Garten, wo lustig die Vögel zwitscherten und der Thau in Milliarden leuchtender Tropfen an Gräsern und Blumen hing. Als wir an Fräulein Clarissa's Erker vorüberkamen, zögerte der Fuß der Aebtissin unwillkürlich und leise und bewegt flüsterte sie: „Judith ist eben zu ihr gegangen und möchte doch der lange Groll dem kurzen Verständniß der Unglücklichen weichen!“

„Das wird er!“ sprach ich ebenso fest und zuversichtlich, wie ich am Abend zuvor Gräfin Blanka gegen die Anklagen Clarissa's in Schutz genommen.

„Gott mag es geben!“ entgegnete sie mit einem flehenden Blick gen Himmel, „und mag der Allmächtige auch mit ihr sein, wenn sie heute von ihrem Vater seine Einwilligung zu Benedetta's und Anatole's Heirath verlangt.“

„Sie will ihn selbst darum bitten — ihn sehen, sprechen?“ rief ich erschreckt.

„Es muß sein, denn all' ihre andern Pläne, Anatole mit Benedetta zu vereinen sind gescheitert — ihr bleibt als letztes Mittel nur: die Heirath zu verlangen, was sie — auf eine fürchterliche Drohung sich stützend — kann. Mag nur jetzt nichts Anderes zwischen unsere Pläne treten, die wir nach reiflicher Ueberlegung verabredet und heut noch ausgeführt werden müssen, da heute der letzte Termin ist, den der Freiherr seinem Sohne zur Werbung um die Gräfin Warnemünde bestimmt. Von Angst gefoltert kam gestern Anatole in's Stift, um noch einmal durch Gräfin Blanka die schöne Gewißheit zu erhalten, daß er, um uns Stiftsdamen vor dem angebrohten Geschick zu bewahren, nicht nöthig habe, den Willen seines Vaters zu erfüllen. Er hat natürlich keine Ahnung davon, daß sie seine Schwester ist — sieht nur in ihr die Beschützerin Benedetta's

— ihre beiderseitige einzige Zuflucht. Von dem Tage ab, wo Judith durch Benedetta's Verbannung in's Stift von ihrer Liebe zu Anatole hörte, ist sie von dem Wunsche befeelt, ihren Bruder glücklich zu sehn, der damals als Kind so Bedeutendes zu ihrer Rettung beigetragen. Sie gab ihm, den der Vater aus hiesiger Gegend fortgeschickt, stets heimlich Nachricht über Benedetta und als sie die Einsicht gewonnen, daß ihre Briefe von dem Begleiter Anatole's, der im Solde des Freiherrn stand, aufgefangen und unterschlagen wurden, — da reiste sie ihm nach, setzte ihn davon in Kenntniß, daß Benedetta gefährlich erkrankt war, gab ihm Mittel zur schnellsten Reise und blieb fort und fort seine Beschützerin. Damals hoffte sie noch immer an's Ziel zu gelangen, ohne selbst in Unterhandlung mit ihrem Vater zu treten, denn wie man vor der Berührung mit einer giftigen Schlange zurückbebt, so scheute sie dem Manne gegenüberzutreten, der ihr das Liebste auf so furchtbare Weise entriß. Sie wählte den Fürsten zum Vermittler — ließ durch ihn den Freiherrn davon in Kenntniß setzen, daß Benedetta Erbin der Herrschaft Blankenburg werden solle; — Nichts half! — Der Freiherr wollte durch die Verbindung Anatole's und der Gräfin Warnemünde einen Plan ausgeführt sehen, der seit Jahren eine Lieblingsidee von ihm gewesen und wann hätte dieser eifern consequente Charakter je freiwillig eine Ansicht aufgegeben? — Darum würde auch Clarissa trotz ihres schweren Verdachts, Nichts, Nichts bei ihm ausgerichtet haben. Der Mund, der ihr jene dunkle That verrathen, ist vom Tode geschlossen, und könnte daher keinen Beweis gegen ihn führen.

Die unumstößlichen, ihn vernichtenden Beweise sind nur in Judith's Hand und reichen sie auch noch nicht aus, einen starren Willen zu beugen, so hat sie in mir und dem Gärtner Martin als lebende Zeugen eiserne Zwangsmittel. Sehe ich nun Judith auch mit Allem ausgerüstet, als Siegerin aus dem Kampfe hervorzugehn, so bangt mir doch vor diesem Kampfe. Die ganze Angelegenheit hat ihre durch langes Leid angegriffene Gesundheit jetzt in einer Weise untergraben, daß ich heute Nacht schon fürchtete, sie den Herzkämpfen erliegen zu sehen, die sie jedes Mal befallen, wenn sie Anatole gesprochen — und was ist solche Unterredung mit dem Bruder gegen die mit dem Vater!

„Wann wird jene Unterredung Statt finden?“

„Noch heute Vormittag! nach der Kirche sende ich den Boten an den Freiherrn; doch ich fürchte, er wird eher hier sein, wie wir seine Anwesenheit verlan-

gen. Unser Gärtner Martin hat mich nämlich soeben davon benachrichtigt, daß der Nachtwächter den Baron von Raven gestern Abend und um Mitternacht in der Nähe des Stiftsgartens gesehn. Ist das wahr, woran ich auch gar nicht zweifle, so hat der Freiherr seinen Sohn belauert und wird, ehe er ihn heut an den letzten Termin mahnt, diese Erinnerung mit einem Zwangsmittel unterstützen, das in nichts Geringerem besteht, als unser Stift mit neuer Schmach zu überhäufen und uns Damen unrettbar in seine Hand zu liefern. Geschieht das und erfährt es Judith, wird der zweite Schurkenstreich ihres Vaters sie noch tiefer erbittern als es der erste gethan und sie dem Spione, dem Ankläger nicht mit der Mäßigung begegnen, wie ich doch wünsche sie dem Manne gegenüber zu sehn, der, was auch immerhin vorgefallen, dennoch ihr Vater bleibt.

Fand ich selbst die Sorge und Angst der Aebtissin begründet, suchte ich sie zu beruhigen und die Sache ihr weniger schlimm darzustellen. Es gelang mir nicht und ernst sprach sie: „Ist einmal Ruhe und Frieden einem Hause entwichen, so ist es außerordentlich schwer, diese guten Geister des häuslichen Herdes wieder an Ort und Stelle zu bannen. Der Wirrwarr hat bei uns mit Agnes Erbschaft begonnen, sich durch ihre Verlobung gesteigert und in unaufhaltsamem Zuge sind sich die widrigen Ereignisse gefolgt. Heut wird es nun aber besonders bunt in unserm stillen Stifte zugehen, denn gestern Abend erhielt ich Nachricht, daß die Cousinen Elfridens, die Fräulein von Rhodau und deren Nichte, die Comtesse Wessenberg, nach Tannenbergen zurückkehren — einzig deshalb kommen, um Elfride von ihrer Heirath abzubringen, die sie, weil Lindenthal bürgerlich ist, für eine Schmach halten. Die Conferenz wird argen Sturm geben und ich bedaure die arme Elfride.“

Ich lachte, solche Vorurtheile waren mir komisch und ich hielt es nicht schwer, daß meine Tante diese adelstolzen Damen zur Vernunft bringe. Sie nahm die Sache nicht leicht und entgegnete auf meine Einwürfe ruhig: „Da ist Nichts zu machen! — auf Menschen mit Vorurtheilen selten einzuwirken. Nur so lange wie man mit ihren Ideen im Einverständnis handelt, ist der Verkehr mit ihnen möglich; wenn die Grenze überschritten — Alles abgebrochen, denn den engen dunkeln Horizont ihrer Anschauungsweise durchleuchtet ja nicht das siegende Licht der Vernunft und ihre Vorurtheile sind allemal stärker wie unser stärkster Beweis für ihre beschränkte Ansicht.“

Wir standen jetzt abermals am Portale der Kirche

der letzte Ton des dreimaligen Glockenrufes war verhallt, es schlug halb sieben, der einleitende Choral begann und meine Tante trat mit den Worten in das Gotteshaus: „Laß uns beten, daß der Herr die Herzen Aller zum Guten lenke!“

Meine Gedanken waren beim Beginne der Andachtsstunde mehr im Zimmer Clarissa's und bei Judith als in der Kirche. Im Verlauf des Gottesdienstes aber einzig bei jener Gestalt, die, während des Chorales eintretend, ihren Platz dicht am Altare, nahe den Vestibülen der Stiftsdamen wählte, und finstern Auges um sich schaute oder den Kopf in düsterm Sinnen zur Erde neigte.

Nicht bedurfte ich der erläuternden Worte meiner Tante: „Ihr Vater!“ ich hatte den Freiherrn von Rawen an jenen Grundzügen seines Stammes erkannt, die mir in der Nacht schon sichrer Leitfaden im Antlitze seiner unglücklichen Tochter gewesen.

Freiherr von Rawen näherte sich nach beendetem Gottesdienste dem Stuhle der Aebtissin, ihr den Arm bietend, geleitete er sie aus der Kirche und kaum im Garten angelangt, begann er eifrig und angelegentlich mit ihr zu sprechen.

Obgleich wir übrigen Damen in einiger Entfernung von Beiden gingen und nur die Zwillinge neugierig und eifertig vor uns her trippelten, hörten wir doch plötzlich Alle deutlich die Worte: „Mein Sohn ist gestern im Stifte gewesen — bis nach Mitternacht geblieben, Sie oder Eine Ihrer Damen seine Vertraute und ich werde Solches zu bestrafen wissen.“

„Heiliger Gott! hauchte die rothe Gertrude bestürzt und wich um mehrere Schritt von dem Redenden zurück.

„Der tolle junge Mann war wieder im Stifte!“ rief die blaue Dianka entsetzt.

„Im Stifte!“ echote Tönnchen bebend.

Fräulein Agnes lachte laut, Angelika zuckte die Achseln, Elfride umschlang die zitternde Venedetta; der Freiherr aber wandte sein von Zorn und Leidenschaft geröthetes Antlitz uns zu und sagte heftig: „Lachen Sie nicht, meine Damen; die Sache, um deretwillen ich heute hier bin, ist kein Spaß.“

Ein lustig schmetterndes Posthorn ertönte, — ein Wagen rollte über die alte Stiftsbrücke und bog in die Lindenallee.

„Schon Hochzeitsgäste?“ fragte der Freiherr.

„Nein, wahrscheinlich unsere drei Damen, die zurückkehren! sie übernachteten auf Schloß Rhodau!“ entgegnete die Aebtissin und wandte sich dann mit der

Bitte an den Freiherrn: „Ihr sofort Gehör zu schenken, um die andere Angelegenheit zu ordnen.“

„Habe keine Zeit zu Privataudienzen, Frau Aebtissin! freue mich übrigens sehr, jene Damen, die doch etwas mehr auf Sitte und Anstand halten, zu begrüßen, wenn ich sie auch leider gleich davon benachrichtigen muß, daß frühere Vergehungen sich erneuert haben und die jetzigen Stiftsdamen Tannenbergens wohl die längste Zeit hier gewesen sind.“

„Ihrer selbst wegen, Freiherr von Rawen, ersuche ich Sie, Bemerkungen zu unterlassen, die Sie vielleicht schon in der nächsten Stunde als ebenso voreilige wie unnötige erkannt haben werden!“ rief die Aebtissin mit so eindringlichem Tone, mit solch' fester Zuversicht, daß der Freiherr sie überrascht ansah.

Fühlte er, einen Fehler begangen zu haben oder ahnte er eine sich nahende Uebermacht, auf welche er nicht vorbereitet — er schwieg einige Sekunden, wählte dann das beste Mittel, sich der peinlichen Lage zu entziehen, trat zu Fräulein Elfride und fragte scherzend: „Fürchten Sie sich nicht ein wenig vor dem langen feierlichen Zuge Ihrer untadelhaften Ahnenreihe, die Ihre stolzen Cousinen heraufbeschwören werden, um Sie an dem mit Lieutenant Lindenthal beabsichtigten Verbrechen zu hindern und die Reinheit des alten Stammbaums zu erhalten?“

Fräulein Elfride lächelte ruhig und zuversichtlich; jedoch weiterer Antwort blieb sie überhoben, denn wir Fußgänger erreichten in dem Augenblick die Freitreppe, als der Wagen über den Hof rollend vor ihren Stufen anhielt.

Im Fond des offenen eleganten Coupé saßen in serzengrader Haltung zwei ältliche Damen mit stolzen hochmüthigen Mienen, die beiden Fräulein von Rhodau; auf dem Rücksitze eine junge schöne Dame, deren feinem aristokratischen Gesichte das Air: „Wir von Gottes Gnaden,“ außerordentlich hübsch stand und vortrefflich zu der großen vollen Gestalt paßte. Obgleich es bequemer und natürlicher gewesen sein würde, wenn diese junge Gräfin Wessenberg zuerst dem Wagen entstiegen wäre, so mußte doch die eine der ältern Damen, die Aelteste, die noch dazu am entferntesten saß, die Ehre haben, welche ihr gebührte. Trotz der untadelhaften Ahnenreihe stolperte sie nichts weniger als untadelhaft aus dem Wagen und als ihr kleiner belender Affenpinscher folgen wollte, stieß sie ihn mit den Worten zurück: „Erst die Menschen, Vello, und dann die Hunde!“ worauf Vello sich knurrend auf den Rücksitz neben die ironisch lächelnde Zuno zurückzog.

Mit feierlichem Anstande wurde die Aebtissin zuerst begrüßt, dann der „Herr Stiftspatron“ und in Reihenfolge, der Anciennetät nach, die Damen. Nur Fräulein Esfride wurde völlig von den Ankommenen ignoriert und selbst Vello erhielt einen Stoß, weil er, freudig mit dem Schwanze wedelnd, an Derjenigen in die Höhe sprang, die seine Herrin durch ihre Verlobung beleidigt.

„Wir hofften noch zur Kirche hier zu sein!“ sagte Fräulein von Rhodau I. zur Aebtissin. Als meine Tante, sie nach ihrem Ergehen fragend, durch das Stiftsportal trat, wick sie schein von der Thür zurück und ließ den ältern Zwillingen und Fräulein Tönnchen den Vorrang. Jede Thür oder Thoröffnung in der Welt schien für sie eine Tauffcheinsvisitation und aus dem Grunde lautete auch ihre erste Frage an alle Menschen: wie alt sind Sie, Theuerste?“

(Schluß folgt.)

F u e i l l e t o n .

(Eine kunstvolle Tabatière.) Lord C. ist in ganz Paris durch seine originellen Einfälle bekannt; in der That ist er so excentrisch, wie nur wenige seiner Landsleute, was wohl daher kommen mag, daß er außerordentlich reich ist und große Mühe hat sein Geld durchzubringen.

Eines Morgens fuhr ihm eine neue Idee durch den Kopf und sogleich begab er sich zu einem der berühmtesten Dosenmacher, der sie ausführen sollte. Diejem sagte er: „Ich wünschte eine Tabatière, auf der mein Schloß abgebildet sein soll.“

„Das kann geschehen, wenn Mylord mir eine Ansicht davon liefert.“

„Ja, aber ich möchte auch an dem Portal des Schlosses eine Hundehütte haben, vor welcher ein Hund sitzen soll.“

„Auch das ist leicht herzustellen.“

„Ja, aber ich wünschte, daß der Hund durch irgend ein Mittel, welches Sie ausfindig machen müssen, sobald man ihn ansieht, in seine Hütte kriecht und erst wieder herauskommt, wenn man ihn nicht mehr anblickt.“

Der Dosenmacher fixirte den Engländer, um zu sehen, ob dieser ihn nicht bloß zum Besten haben wollte; als er aber sah, daß es demselben völlig Ernst schien, überlegte er schnell, welchen Vortheil er aus dieser Geschichte ziehen könne und entgegnete: „Was Sie verlangen, ist schwierig auszuführen; die Dose wird Sie viel kosten — etwa tausend Thaler.“

„Das ist mir gleichgültig, meinethwegen tausend Thaler.“

„Die Tabatière wird nach Ihren Wünschen angefertigt werden, in einem Monat werde ich die Ehre haben, sie Ihnen zu bringen.“

„Gut, ich rechne auf Sie.“

Vier Wochen später kommt der Dosenmacher wieder zu Lord C. „Mylord, hier ist Ihre Tabatière.“

Lord C. besah sie von allen Seiten, endlich rief er: „Ich sehe wohl mein Schloß mit seinen Thürmen, ich sehe auch die Hundehütte, aber wo ist der Hund?“

„Haben Ew. Herrlichkeit mir nicht gesagt, daß Sie wünschen, der Hund solle in seiner Hütte verschwinden, sobald man ihn anblickt?“

„Ja wohl.“ — „Und solle nicht eher wieder zum Vorschein kommen, als bis man ihn nicht mehr ansähe?“ — „Auch das ist wahr.“

„Nun gut! Sie haben soeben darauf hingesehen, also ist der Hund in die Hütte getreten. Stecken Sie nun Ihre Dose in die Tasche und im Augenblick wird der Hund wieder herauskommen.“

Lord C. dachte einen Augenblick nach, dann rief er: „Das ist richtig, Sie haben Recht.“ Er steckt die Dose ein, zieht sein Portefeuille aus der Tasche, nimmt drei Billets zu 1000 Francs heraus und überreicht sie dem Dosenmacher, der sich zu weiteren geneigten Aufträgen empfiehlt. — F.

(Eine Heirath in China.) In einem der reizendsten Landhäuser, welche sich in den blauen Fluthen des Flusses Hoang-ho spiegeln, lebten die beiden Töchter des Mandarin Tai-tensim. Da sie wie alle jungen Mädchen in China in der äußersten Zurückgezogenheit aufgewachsen waren, hatten die bogenförmig liegenden Augen der schönen Kia, der ältesten Schwester, nie auch nur den Schatten eines andern Mannes als den ihres Vaters erblickt und die sanfte Lia-see hatte noch Niemanden zugelächelt als dem alten Mandarin, ihrer Schwester Kia oder ihrer Amme, der guten Ho-lo-lo, deren Liebling sie war und welche die beiden Mädchen überwachte.

Eines Tages saßen alle drei im Garten und die eitle Kia kämmt ihr prächtiges schwarzes Haar, während sie in einen kleinen Spiegel blickte, der ihr unzertrennlicher Begleiter war; dagegen sang Lia-see eine Hymne und begleitete sich mit dem En-tsun. Um sie streute der Mo-li-hoa, der chinesische Jasmin, seine heraufschwebenden Dülste, die sich mit dem feinen, süßen Geruch der blühenden Theestauden vermischten.

„Glaubst Du, daß der schöne Prinz Im-quoyen-li-hoang wirklich um die Hand der einen von uns beiden angehalten hat,“ sagte die stolze Kia, „und wenn dies der Fall ist, weißt Du, welche von uns die glückliche Gemahlin des Prinzen, dessen Name auf aller Lippen ist, werden soll?“

„Ich weiß, daß er morgen bei Eurem Vater den Antrag stellen wird, aber sonst habe ich nichts darüber gehört,“ erwiderte die Amme.

„Ach,“ rief Kia, „wenn er mich sehen könnte!“

„Wenn er mich sähe,“ sagte Lia-see seufzend, „so würde er sich jedenfalls für meine Schwester entscheiden, denn bei meinem Anblick würde er gleich denken, daß ich unmöglich das Wunder sein könne, welches sich nach den Erzählungen von ganz Canton in der Familie des Mandarin Tai-tensim befinden soll. Diese

wenigen Worte brühten soviel Schmerz aus, daß die alte Ho-lolo ganz gerührt Lia-see's Hand küßte und eine Thräne darauf fallen ließ.

„Aber,“ meinte Kia, „es ist unmöglich, daß das Gerücht, welches uns von seiner Schönheit erzählte, ihn nicht auch von der mei . . . von der unsrigen unterrichtet habe,“ wobei sie Lia-see geringschätzig anblickte.

Lia-see murmelte wehmüthig vor sich hin: „ach, der große Fo hat mir Alles versagt. Die Schönheit, welche uns Liebe erwirbt, und die Freundschaft, welche uns über den Mangel der Schönheit tröstet, ich habe keins von beiden.“

Als der Abend hereinbrach, gingen die beiden Schwestern zur Ruhe, Kia, indem sie bei sich sagte, wenn der lebenswürdige Prinz nur die Spitze ihres Fußes sähe, würde er jedenfalls nur sie heirathen, während die arme Lia-see gleichfalls voll Verzweiflung an ihren Fuß dachte, der um mindestens drei Linien größer war als der Kia's, die in der That beinahe gar keinen hatte. Sie dachte auch an ihre Augen, die nur sehr wenig zu den Schläfen hin emporstiegen, während Kia's Augen fast bis an die Haarwurzeln reichten. Kurz, obwohl Lia-see das beste, sanfteste, liebevollste und bescheidenste Wesen war, das man sehen konnte, so war doch, um die Wahrheit zu gestehen, ihre Schönheit nach chinesischen Begriffen leicht zu bestreiten, und sie wußte dies wohl und wiederholte es sich hundertmal, indem sie voll wehmüthsvoller Klage an den Namen des Geliebten dachte, den sie liebte, ohne ihn zu kennen, an den klangreichen Namen *Im-quoyen-li-hoang*.

Kaum beschienen die ersten Sonnenstrahlen den Kiosk, wo Lia-see schlief, als ihre alte Amme hereintrat und athemlos erzählte: „Heute wird Der, welcher der Schwiegerjohn *Tai-kenfim's* werden will, eine Luftfahrt auf dem *Hoang-ho* machen, welcher hier vorbeifließt und ich habe mir einen Plan erfunden; gib mir schnell Deine beiden kleinen Hände und betrachte sie Dir dann.“ Dabei zog Ho-lolo aus der Tasche eine kleine Korkschachtel, ein Stück Tuch, ein Stück Leder und ein ganz kleines Büchschchen; sie bestreute Lia-see's Nägel mit einem rosenrothen Pulver, rieb sie dann mit einer Pomade ein und wuschte mit dem Tuch und zuletzt mit dem Leder darüber hin. Als Lia-see dann ihre kleinen Hände betrachtete, stieß sie einen Freudenschrei aus, denn jeder ihrer Nägel war ein glatter, glänzender, rosenfarbener Spiegel geworden. „Wie wird meine Schwester sich freuen, ihre Schönheit so vervollständigt zu sehen,“ sagte die gutmüthige Lia-see. Aber die Amme erwiderte: „Gott behüte; ihre Hand ist lang, zierlich und weiß, aber trotz aller Sorgfalt haben die Nägel keinen Glanz, keine Frische und das paßt mir um so besser, als ich erfahren habe, daß der Prinz keine Schönheit so hoch schätzt als schöne, glänzende Nägel. Deshalb habe ich für meine liebe Lia-see heute Nacht diese köstliche Pomade bereitet, aber nur allein für sie.“

Lia-see war so gut, daß sie nochmals für Kia bat, aber umsonst; sie mußte der Amme versprechen zu schweigen und der Schwester nicht ihre Hände zu zeigen.

Als die beiden jungen Chinesinnen ihre Toilette beendet hatten, erzählte Ho-lolo nochmals, daß Prinz *Im-quoyen-li-*

hoang allein in einer Barke auf dem Flusse promeniren wolle und meinte dabei: „ich weiß nicht, was er damit bezweckt, denn sehen kann er uns nicht, weil der Zaun, der uns vom Flusse trennt, so hoch und sein Gitter so dicht ist, daß keine Fliege durchkriechen kann; wahrscheinlich thut er es nur in der Hoffnung, eure Stimme zu hören und vielleicht eure Namen zu erfahren.“ Kaum hatte Kia dies vernommen, so ließ sie den Beiden keine Ruhe, bis sie mit in den Garten an den Zaun kamen, weil sie nicht wagte allein zu gehen. Sie hörten auch bald darauf nahende Ruderschläge, welche den Kahn dicht an dem blumen- und schiffbewachsenen Ufer hinsteuerten.

„Ach,“ sagte mit lauter Stimme die alte Ho-lolo, „wenn wir doch einige von den schönen, rosenrothen Blumen hätten, die außen am Zaun wachsen, wie reizenden Haarschmuck müßten sie abgeben für die anmüthige Kia und die liebliche Lia-see.“

Das Herz des Prinzen klopfte mächtig: „ich will euch solche pflücken,“ sagte er und leise wiederholte er: „die anmüthige Kia, die liebliche Lia-see.“

Die ältere Schwester lächelte, die jüngere schlug die Augen nieder; Ho-lolo aber dankte dem großen Fo, welcher ihren Plan zu begünstigen schien.

Jetzt lehrte der Prinz zurück. „Krone der Schönheit, streck Eure Hand unter dem Zaun durch, ich werde Euch diese Blumen geben, welche sicherlich weniger schön als Ihr, minder duftend als Euer Athem sind; könnt Ihr nicht diese Günst dem bewilligen, der bald von einer unter Euch der Gemahl, von der anderen der Bruder sein wird?“

Kia streckte ihre Hand unter dem Zaun durch, man vernahm den Laut eines Kusses und der Prinz fragte: „wie heißest Du?“ wobei er ihr einen Strauß Wasserblumen überreichte. „Kia,“ erwiderte eine triumphirende Stimme. Lia-see erblickte und zitterte. „Jetzt kommt an Dich die Reihe, liebliche Lia-see,“ sagte der Prinz, der sich die Namen wohl gemerkt hatte. Lia-see streckte nun ebenfalls die Hand unter dem Zaune hin und man vernahm einen Aufschrei trunkenen Freude von des Prinzen Stimme, der an den Ufern wiederhallte. „Ach,“ rief er dann, „dies ist die Hand, wie ich sie bisher nur träumte, eine schöne, anbetungswürdige Hand! Dir gehört meine Liebe, meine Treue, mein Leben; ich fliege sogleich zu Deinem Vater, um mir den Besitz dieser göttlichen Hand zu sichern.“ Und man hörte mit eiligen Ruderschlägen den Kahn davonsiegen. Kia sah die strahlende Schwester voll Neid an und Ho-lolo frohlockte über die gelungene List.

Die gute Lia-see aber heirathete wenige Tage darauf den schönen *Im-quoyen-li-hoang*, der sie zur glücklichsten unter allen glücklichen chinesischen Frauen machte.

(Ein Pariser Bettler.) Ein in Paris lebender Deutscher ging täglich über den *Quai de la Vallée* und sah stets an einer bestimmten Stelle einen Bettler, einen armen, ganz erblindeten, zitternden und leuchtenden Alten, der sein Mitleid so rege machte, daß er ihn jedesmal beschenkte. Eines Tages geht er auch vorüber und giebt, gerührt durch die flehentlichen Bitten des Blinden, demselben ein Geldstück, und zwar aus Versehen einen

Doppellouisb'or anstatt eines Zehn-Centimesstückes. Am andern Morgen wird er dieses Versehen gewahr und da er nicht reich genug war, um solche fürstliche Almosen auszutheilen, beschloß er den Versuch zu machen, das Goldstück wo möglich wieder zu erlangen. Er geht über den Quai, der Bettler ist nicht da, aber ein Commissionär nennt ihm auf Befragen Namen und Adresse des Armen: Mr. Boulart, Rue Rocher, Nr. 102. Dieses Haus sah sehr fashionable aus und unser wohlthätiger Freund begte Bedenken, in einem so eleganten Hotel einen Bettler aufzusuchen. Indessen hört er vom Portier, Mr. Boulart wohne wirklich hier und zwar im dritten Stock. Abermals zögert er oben, denn das Quartier zeugt von Wohlhabenheit; endlich klingelt er und ein elegantes Bischen hüpfet herbei und öffnet. „Mr. Boulart?“ — „Der wohnt hier.“ — „Kann ich ihn sprechen?“ — „Ich werde sehen, ob Monsieur schon aufgestanden ist und Besuche annimmt. Bitte, treten Sie in den Salon.“ — Mr. Boulart ist in der That schon auf und nimmt Besuche an. Unser Freund tritt in das Schlafzimmer, welches fast eben so fein eingerichtet ist als der Salon und sieht vor sich einen Herrn in elegantester Morgentoilette, welcher ganz vortreffliche Augen hat. Das konnte der Bettler von gestern natürlich nicht sein, indeß man muß doch etwas sagen und so stammelt der Besucher denn schlüchtern, er glaubte gestern einem Bettler, der Boulart heißen solle, einen Doppellouisb'or statt zehn Centimes gegeben zu haben. „Möglich, mein Herr; ich habe noch nicht Kaffe gemacht, will es aber gleich thun.“ Und Mr. Boulart nimmt aus einer hübschen, soliten, eisernen Geldkiste ein schmutziges Beutelchen, zählt die darin enthaltene kleine Münze und überreicht unserem Freunde richtig das Goldstück. Man denke sich das sprachlose Erstaunen des Besuchers, welcher erst wieder Worte fand, als ihn der Herr vom Hause bis zur Thür becomplimentirte. Da drehte er sich um und sagte: „Erlauben Sie, es ist nicht billig, daß Sie durch Ihre Ehrlichkeit Schaden leiden; hier sind die zwei Sous, welche ich Ihnen gestern geben wollte.“ Und Mr. Boulart nahm die Münze, steckte sie ein, grüßte demüthig und rief dem Fremden noch auf der Treppe ein: „Gott lohne es“ nach. Unser Deutscher aber verlor durch diese Begebenheit viel von seinem Wohlthätigkeitsfinn. F.

(Die Tabakspfeife der Königin Victoria.) Diese Tabakspfeife ist größer und merkwürdiger als irgend eine andere auf der Welt, selbst den Türkenkopf aus dem Gedichte: „Gott grüß Euch Alter, schmeckt das Pfeifchen?“ nicht ausgenommen und wir wollen eine kleine Beschreibung von dieser eigenthümlichen Pfeife geben. Mitten in den Londoner Docks befindet sich das sogenannte Entrepot der Königin, besonders das ausgebehnte Tabakmagazin, welches nicht weniger als fünf Acres im Umfange hat und wofür die Regierung den Actionären der Docks die Kleinigkeit von 14,000 Pfund Sterling jährlichen Pacht zahlt. Hier liegen eine Anzahl Fässer mit Tabak, bisweilen 24,000 und mehr und in einem kleineren Raume die Cigarren und die feineren Tabaksorten.

Die Tabaksfässer bilden rechts und links lange Straßen und die ganze Atmosphäre ist mit Tabakgeruch erfüllt; gehen wir in der mittelsten Straße eine Strecke fort, so erblicken wir bald einen Wegweiser, der die sonderbare Aufschrift führt: „Zum Ofen.“ Verfolgen wir diese Richtung, so stehen wir bald in der Mitte des Magazins, und zwar — vor der Tabakspfeife der Königin oder Queen's-pipe. Wir treten durch eine Thür, über der sich das königliche Wappen mit den Anfangsbuchstaben V. R. befindet, in ein abgesondertes Lokal und erblicken in der Mitte desselben einen riesigen, kegelförmigen Ofen; oberhalb der kolossalen Ofenthür prangt abermals das königliche Wappen mit den erwähnten Buchstaben. In dem Ofen brennt ein ungeheures Feuer und es heißt hier: zehn Schritte vom Leibe, wenn man nicht gebraten und geschmort sein will. Nur die an diese Stelle schon gewöhnten Heizer dürfen sich etwas näher hinzuwagen, um den Riesen mit neuer Nahrung zu versorgen. Solche Nahrung ist bereits massenhaft um ihn herum aufgestapelt und besteht aus Ballen von beschädigtem Tabak, Thee und verschiedenen anderen havarirten Waaren. Das Feuer erlöschet nie, weder bei Tag noch bei Nacht und wird fortwährend mit langen Eisenstangen geschürt, während nach einander Risten und Ballen durch die offene Thür in die Flammen steigen. Auch alle confiscirten oder unverkäuflichen Waaren, welcher Art sie auch seien, werden durch die Tabakspfeife der Königin in Rauch und Asche verwandelt und bisweilen wird sie mit ganz eigenthümlichem Tabak gestopft. So geschah es vor kurzem, daß 900 Stück Schöpfenkeulen aus Australien der Tabakspfeife zum Opfer fielen; dieselben waren kurz vor der Aufhebung des Eingangszolles auf diesen Artikel in das Entrepot gebracht worden und da dem Eigenthümer nicht gestattet wurde, sie zollfrei auszuführen, so hatte das Fleisch seinen Werth verloren, denn der Preis war demassen gefallen, daß sich kaum der Zoll bezahlt gemacht haben würde. Die Waare blieb also liegen und ward, als sie zu verderben begann, der Pfeife dargebracht. Bei einer anderen Gelegenheit mußte die unerfüllte Tabakspfeife 130,000 Paar der feinsten französischen Glacehandschuhe, die eingeschmuggelt und confiscirt worden waren, in sich aufnehmen, die ihr übrigens gleich den Schöpfenkeulen keinerlei Beschwerde verursachten.

Als sie jedoch einmal eine respectable Anzahl Kindshäute einzunehmen genöthigt wurde, gab sie ihr Mißbehagen durch einen so pestilenzialischen Geruch zu erkennen, daß es die Beamten und Diener lange Zeit kaum aushalten konnten und sich die respektwidrigsten Ausdrücke gegen die Queen's-pipe erlaubten. Seit dieser Zeit wird sie nicht mehr mit solchen unverdaulichen Dingen belästigt; auch wird jetzt mit einigen Sorten Thee eine Ausnahme gemacht, weil der starke Lustzug trotz aller Vorsicht brennende Theeblätter durch die Gitter heraufgetrieben hatte, wodurch beinahe eine Feuersbrunst entstanden wäre, die nicht bloß allen Tabak, sondern die ganzen Docks mit den auf viele Millionen geschätzten Waaren in Rauch hätte aufgehen lassen. F.